

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 1

Artikel: Mensch und Affe vom Standpunkt der vergleichenden Anatomie
Autor: Klaatsch, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von 56 einschlägigen Schriftwerken hat nun Dr. de Loosten^{*)} die Person Christi vom Standpunkt des Psychiaters einer gründlichen Beprüfung unterzogen und ist zu einem Resultat gekommen, welches uns Freidenker nicht sonderlich überrascht, welches aber für die Orthodoxie und jede Art von traditionellem Kirchenchristentum geradezu verächtlich ist. Was der Verfasser in seinem Buche geben wollte, ist nicht ein neues „Leben Jesu“, deren es ja genug gibt, sondern „eine Kritik seines Auftretens vom Standpunkt des modernen Seelenarztes“ im Anschluß an den Worttext der überlieferten Schriften. Auch war er offenbar bestrebt, in seiner Darstellung möglichst objektiv und in der Normierung seiner Folgerungen außerordentlich zu sein. — Er geht von der Voraustragung aus, daß das Auftreten eines Menschen in der Geschichte ein Naturereignis ist, so gut wie jedes andere, das mit Vergangenheit und Zukunft im Kauf zusammenhänge steht, und den Naturgesetzen unterworfen ist, wie jedes andere Geschehen. Die jetzt als widerlegt geltenden Aufführungen C. Lombrosos streifen, betont der Verfasser, daß Lombrosos, wenn auch die von ihm gezogenen Konsequenzen sich als falsch erwiesen haben, dennoch von richtigen Prämissen, nämlich von der Tatsache ausgegangen ist, daß eine sehr große Zahl bedeutender Menschen erhebliche psychische Mängel aufweist, ja daß viele derselben in früheren oder späteren Stadien ihres Lebens deutlich Merkmale nerwöber und psychischer Erkrankung gezeigt haben. Eine solche kritische Untersuchung dürfte sich auch an die Person eines Jesus Christus heranwagen, sie muß es sogar, wenn sie vollständig sein will. Der Verfasser beruft sich besonders auf C. Kräpelin's Ausführungen in demselben Lehrbuch der Psychiatrie (I. Band) und erörtert zunächst die Genes des Jesus, wobei die geistige Abnormalität Muhammeds als eine feststellbare Tatsache in Betracht gezogen wird und geht dann auf Jesus über. Selbst wenn steht nicht an, am Schluß seines Werkes: „Das Leben Jesu“ hervor zu haben: „Die höchsten Errungenheiten der Welt sind im Giebrawhne geschaffen worden. Diese herborragende Schöpfung bringt eine Verklärung des Gleichgewichts, einen gewaltfamnen Zustand für ihren Schöpfer her.“ Selbst Theologen geben die eftastischen Zustände Christi zu. Diese Zustände richtig zu beurteilen ist aber nicht Sache des Theologen, sondern des Psychiaters. Wer ohne dogmatische Befangenheit als bloßer Psychiater an die bezüglichen Quellenberichte herangeht, wird zu einem bestimmten Krankheitsbild beigezüglich der Person Christi gelangen, und Dr. de Loosten hat uns ein solches Krankheitsbild entworfen.

Christus wird als zur jüdischen Rasse gehörig zu betrachten sein, wenigstens von mütterlicher Seite her, die jüdische Rasse aber nicht mehr wie andere zu geistiger Erkrankung. Bei tiefreligiösen Völkern müssen sich Wahnvorstellungen ganz besonders auf religiösen Gebiete zeigen und dies um so intensiver, je mehr sie unter einem politischen Drucke, wie zu Christi Zeiten die Juden unter dem Druck der Römerherrschaft zu leiden hatten. Diese religiösen Wahnvorstellungen sind leicht übertragbar, der religiöse Wahnsinn tritt häufig epidemisch auf (auch heute noch, wie kürzlich in Bürk bei den sogenannten Jungenslattern beobachtet werden konnte). Wie hat sich nun das Pathologische an Christus geäußert? De Loosten geht sehr vorlängig Schrift für Schrift auf sein Ziel zu und behält durchwegs die bewährte Methode des modernen Psychiaters bei. Er erörtert zunächst die anthropologische und soziale Abstammung Christi, sodann das Mitteln, in welchem er sich entwickelt hat, beurteilt seine Worte und Handlungen in Hinsicht auf ihre pathologischen Merkmale und deren Wirkung auf andere. Endlich zieht er auch die Beurteilung des Körpers und Geisteszustandes Christi durch dessen Zeitgenossen heran. Wahrscheinlich war Christus kein reiner Jude, sondern ein Mischling. In körperlicher und geistiger Beziehung wies er viele nichtjüdische Züge auf. Es wird behauptet, daß Jesus der Sohn eines römischen Soldaten gewesen sei und auch seine rote Haarfarbe, bei den damaligen Juden eine Seltenheit, wird besonders hervorgehoben. Festgestellt ist ferner, daß die Mutter Jesu mit Elisabeth, der Mutter des Läufers, blutverwandt gewesen ist. Bedenken wir nun, daß Johannes von vielen seiner Zeitgenossen als geisteirkt angesehen wurde, so kann die Möglichkeit eines erblichen Einflusses dieser Verwandtschaft auf Jesus Geistesbeschaffenheit nicht bestritten werden. Politische Erbungen der Juden gegen die Römerherrschaft waren damals fast immer in ein religiöses Gewand gehüllt und De Loosten kommt zu dem Schluß, daß das ganze Volk von einer melancholischen Erkrankung ergriffen war. Johannes predigte Wahrheit aus dem Schulbewußtsein seines Zeitalters heraus und sprach von dem Namen des Gottesreiches, d. h. von dem Ende der Fremdherrschaft durch göttlichen Eingriff. Aus der Jugend Jesu treten verschiedene Alte höhere Selbstgefühle, ein fröhliches, untrütbliches Wesen hervor. De Loosten konstatiert auch die Möglichkeit eines ethischen Defektes in Bezug auf natürlich-menschliche Bedürfnisse. Die fortgeschrittenen Differenzen Jesu mit seiner Familie erklärt der Verfasser als Folgen der Abneigung aus Rasseninstinkt. Das sicherlich von Anfang an sehr tiefe Verständnis für den wahren Sinn der althüdigen Ethik brachte Jesus selbstverständlich bald in Konflikt mit der an Leidenschaften ja flammennden orthodoxen Priesterkaste. Dabei hielt sich Jesus von seiner Familie, wie von seinen Volksgenossen mehr und mehr fern, so daß sein Selbstbewußtsein, durch Widerspruch nicht gehemmt, in's Ungeheuer wachsen konnte. So kam es, daß Jesus allmählich alle Verherrlichungen der Schrift zu seiner Person in Beziehung setzen konnte. Dieser pathologische Vorgang der Wahnbildung ist die Grundlage für das Verständnis der ganzen späteren Handlungswelt Jesu, aber bis jetzt war nur der Versuch da. Das greifbare Ziel sollte ihm Johannes zeigen. De Loosten schließt nun ausführlich die Beziehung der beiden Personen zu einander. Er konstatiert jene Halluzinationen Christi bei der Taufe. Von Johannes lernte Jesus alle jene Techniken und Erfahrungen, ohne welche er sein Ziel nicht erreichen konnte. Hierauf folgt die Einflußnahme Jesu durch den Teufelserscheinungen und der pathologischen Veränderung des Körpers infolge der fortgesetzten Nahrungsentzettelung. Der Aufenthalt in der Wüste hatte für Jesus eine körperliche und geistige Krise bedeutet, aus welcher er mit dem endgültigen Entschluß hervorging, eine noch nie dagewesene Rolle in der damaligen Welt zu spielen. Nun schubt de Loosten die hohe Intelligenz, welche Jesus durch die Mittel, sich Anhang zu verschaffen, befunden. Aber diesen Bemühungen Jesu stand die alte Schule noch geraume Zeit gegenüber. Johannes selbst glaubte noch nicht an Jesus. Erst im Gefängnisse scheint er über sich selbst in Zweifel geraten zu sein und seine Meinung geändert zu haben. Was die Beliebung Jesu fortgesetzt zunehmend ließ, war vor allem zunächst der Umstand, daß er Kranken heilte, und zwar ausschließlich durch

die Macht der Suggestion, die Ursache seiner Popularität. Was der Inhalt seiner Predigten anlangte, so waren sie in Hinsicht auf die Moralschule nichts Neues. Neu aber war seine Persönlichkeit und der Umstand, daß er seine Lehre stets in Beziehung zu seiner Person brachte und eigentlich nur sich selbst predigte. Immer ist er dabei von hinreißender Gewalt im Vortrag. Aber nur durch ihn hindurch sollte man in den Beifall seiner Heilslehre gelangen. Seine Anhänger sollten „das Pathologische in den Kaus nehmen um den zukunftslosen Teil seiner Persönlichkeit in sich aufzunehmen zu können“. Jesus selbst saß sich in seinem traumhaften Zustand durchaus als übermenschliches Wesen an. Seine Sichtung den Reichen gegenüber war eine anarchistische. Kamillenrätschen kannte er nicht. Er predigte: „So jemand zu mir kommt und hat nicht Vater, Mutter, Weib, Kind, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ Einem seiner Jünger, der, ehe er ihm folgte, noch seinen Vater begraben wollte, einem andern, der erst von seiner Familie Abschied nehmen wollte, gestattete er dies nicht. Er empfand selbst nicht mehr menschlich natürlich, denn der „Gedanke der göttlichen Königsherrschaft“ hypnotisierte ihn ganz.

Es reicht zu weit führen, auch nur die Hauptgedanken der hier besprochenen Schrift insgesamt zu berühren, es werden soulie neue Gesichtspunkte hervorgehoben, die alle gleichwertlich für die Beurteilung Jesu in pathologischer Beziehung sind, so der Mangel Jesu an geschlechtlichem Empfinden, aus welchem der Verfasser geradezu überzeugend Schlüsse zieht, dann die manigfachen Halluzinationen, deren pathologischer Hintergrund selbst den Jüngern nicht immer verborgen geblieben ist, die Urteile der eigenen Angehörigen Jesu, über denen Jesu später litt, die Gemeinschaftsverstümmelungen an denen Jesu später litt, die Gemeinschaftsverstümmelungen, die ausgesetzt war und vieles andere.

Zum Schluß noch das Gesammtresultat zu dem der Verfasser gelangt:

„Jesus ist wahrscheinlich ein von Geburt her erblich belästigter Mischling gewesen der als geborener Entarteter bereits in früher Jugend auffiel durch ein übermäßig stark ausgesprogenes Selbstbewußtsein, verbunden mit einer hohen Intelligenz und einem gering entwickelten Familiensinn und Geschlechtsinn.“

Diese zum Teil degenerativen Grundeigenschaften bestimmten seinen Lebensgang, zuerst innerlich, dann auch äußerlich:

Seine Intelligenz befähigte ihn, die Ferne der seiner Zeit herrschenden Religionsauffassung zu erneuern und den Vorurteilen des Despoten eine in der Form neue, freiere und entwicklungsfähige Auslegung zu geben.

Sein Selbstbewußtsein steigerte sich in langsame Entwicklung bis zu einem fixierten Wahnsystem, dessen Einzelheiten durch die intensive religiöse Richtung der Zeit und seine einseitige Beschäftigung mit den Schriften des alten Testaments bestimmt waren. — Das physiologische geniale und das pathologische Moment in seinem Leben beeinflußten sich gegenseitig sehr stark und verquerten sich mit einander.

Den äußeren Anstoß zum Nachsuchen der feinen Aeußern gab das Auftreten des Johannes; und in der Folge überwunderte der krankhafte Zustand seiner Persönlichkeit den gefundenen immer mächtiger.

Begleitet war diese physische Affektion von zahlreichen Halluzinationen, welche sich auf mehreren Sinnesgebieten bewegten, und deren Eigenart sich stets nach dem Charakter seiner Wahnvorstellungen richtete.

Wer sich ihm um seine Religionsauffassung willen anstieß, den zwang Jesus, auch zugleich seine wahnhaften Vorstellungen zu adoptieren; was ihm auch fast durchweg gelang, da dieselben eine brennende Erwartung der Zeit zu verkörpern schienen.

Sein endlicher Untergang wurde durch den unvermeidlichen Zusammenhang zwischen Wahn und Wirklichkeit herbeigeführt und durch die Müdigkeitsoffigkeit bezeichnet, mit welcher er seine Ansprüche verfocht.

Mensch und Affe vom Standpunkte der vergleichenden Anatomie.

Von Prof. Dr. Hermann Klappa, Breslau.*)

Die Empfindung der Zugehörigkeit des Menschen zum Tierreich war für unsere Vorfahren etwas Selbstverständliches, wie es noch bei allen Naturvölkern der Fall ist. Die Vorstellungen von der Seelenübertragung, die totemistischen Einrichtungen niederer Rassen weisen darauf hin, und die Verwandtschaftslehre, bezüglich der Tierwelt spiegelt sich in der Mythologie vieler Kulturbönder wieder. Erst der Verfuss, dem Menschen eine Sonderstellung in der Natur einzuräumen, hatte zur Folge, daß er sich seiner Verwandtschaft zu schämen begann. Wie wenig das ursprünglich bezüglich der Affen der Fall war, lehren uns die Kinder, bei welchen manche Affen für heilig gehalten und Affenzähne als Reliquien in Königsstädten aufbewahrt wurden. Die eingeborenen Völker halten den Orang-Utan, wie schon der Name Walbmensch sagt, für ihresgleichen, und die Urvölkern Australiens, wo keine Affen vorkommen, erkennen, wenn sie solche zu sehen bekommen, sie vollständig als ihresgleichen an. Wie schwer es dem Menschen fällt, die eigentlich entscheidenden Merkmale von Affe und Mensch zu erfassen, lehren die ältesten wissenschaftlichen Darstellungen, welche wir von Anthropoiden besitzen und die ganz vermentisch aussehen.

Die artlichen Mensch und Tierreich künstlich errichtete Schranken mußte erst durch die moderne Wissenschaft niedergekriegt und die notwendige Objektivität gewonnen werden, um die Frage nach der Stellung der Menschheit zum Tierreich als ein rein zoologisches und vergleichend anatomisches Problem von allen unsachlichen Nebenrücksichten zu befreien. So wenig man jedoch Zaten in physikalischen Fragen, d. B. die Luftschiffahrt oder drahlöse Telegraphie betreffend ein Urteil zu gestehen wird, so wenig ist auch bezüglich unserer tierischen Verwandtschaft irgend jemand urteifähig, der die hierfür in Betracht kommenden Wissensgebiete nicht gründlich beherrscht. Man trifft noch heute auch in gebildeten Kreisen zum Teil höchst unklare Vorstel-

lungen über den gegenwärtigen Stand des Problems unserer tierischen Verwandtschaft. Nicht soffig genug kann in dieser Hinsicht gescheiden werden zwischen den folgenden zwei Darstellungen: Die Zugehörigkeit des Menschen im Allgemeinen, d. h. daß er aus derselben Quelle des Lebens wie alle Säugetiere und Wirbeltiere sich entwickelt hat, ist heute kein Gegenstand der Diskussion mehr. Die Erkenntnis, die von Darwin begründet wurde, bildet die Grundlage für die zweite Frage nach der speziellen Verwandtschaft des Menschen oder nach der Vorgeschichte desselben mit gleichförmig auf die jetzt lebenden und die ausgestorbenen Tiere. Mit dieser Frage hat sich Darwin kaum beschäftigt, sondern sie ist erst durch Haeckel in systematischer Weise in Angriff genommen worden, der ja ganz neuerdings noch einmal eine Zusammenstellung sämtlicher Vorfahrenstufen unseres Geschlechtes veröffentlicht hat. Haeckel bedient sich hierbei der heute existierenden Wesen, um noch denselben Vorstellungen darüber zu gewinnen, wie unsere Abnachkommen bezeichnet waren, indem er das heutige Nebeneinander der Entwicklungswreihe in Parallel zu bringen sucht. Ein solches Vorgehen ist vollständig berechtigt, wenn man sich dessen bewußt bleibt, daß Formen, die heute nebeneinander existieren, nicht als voneinander abkommend gelten können. Immer kann es sich nur darum handeln, daß sie auf gemeinsame Ursprünge zurückgehen. Diese Urtypen lassen sich durch genaue vergleichende anatomische Analyse erfordern, indem die einzelnen heute bestehenden Formen als Endglieder von Entwicklungswreihe sich darstellen. Dabei zeigt sich, daß die eine Form dieses, die andere jenes Merkmal der Urtypen sich bewahrt hat trotz Umgestaltungen in anderen Merkmalen. Diese Prinzipien der vergleichenden Anatomie auf den Menschen und seine nächsten Verwandten angewendet zu haben, ist das Verdienst des englischen Anatomen Thomas Huxley. Darwin hat niemals gefragt, daß der Mensch vom Affen abstammt, sondern hat von vornherein den Sab aufgestellt, daß der Mensch und die Menschenaffen auf eine gemeinsame Urtypen zurückzuführen seien, und Huxley zeigte, daß von den heute existierenden Menschenarten Gorilla, orang, Schimpanse und Gibbon der eine in dieser, der andere in jener Hinsicht dem Menschen besonders ähnelt. Damit war die Grundlage für meine eigenen Untersuchungen gegeben, welche darin über die meiste Vorgänger hinausgehen, daß sie durch gemeinsame Zurückführung der Vorfahren der Affen auf die älteren Säugetiere erst den Maßstab dafür abgeben, in welchen Punkten der Mensch sich Vorfahrencharaktere bewahrt hat, die den Affen verloren gegangen sind. Als schärfster Ausdruck für die ältere Gestalt bietet das Knorpelcranius die beste Möglichkeit, die Umformungen, welche Mensch und Affe erfahren haben, überblicklich darzutun. Aus der Vergleichung der Körperproportionen ergibt sich, daß der menschliche Neugeborene, bei welchem die Arme und Beine nahezu gleich lang sind (letztere überwiegen nur ein wenig) denjenigen Zustand darbietet, den wir allgemein bei niederen Kletternden Säugetieren, sowie den Halbaffen und Tiereaffen der neuen und alten Welt antreffen. Die Menschenaffen haben ihre Arme enorm verlängert, die Beine verkürzt als eine Anpassung an das Klettern im Urwald. Kugelformen und fossile Vertreter im Dryopithecus haben nur relativ kürzere Arme. Der Mensch hat also eine ganz andere Entwicklungsrichtung genommen als die Menschenaffen. Da er viel primitiver geblieben ist, zeigt seine Hand, welche den Daumen voll behalten hat, während der selbe bei allen Affen eine verschiedengradige Rückbildung erfahren hat. Damit war auch den Menschenaffen der Weg zur Menschwerdung abgeschnitten. Unsere Greifhand ist überhaupt keine neuere Erwerbung, sondern ein urzeitliches Erbe aus der Zeit des Übergangs vom Wasserlauf zum Landleben. Alle Säugetiere hatten in ihrer Vorfahrenreihe eine Hand; die vergleichende Anatomie lehrt uns, daß der Flügel der Federmaus, die Flosse der Wale, der Borderüß des Pferdes aus einer Hand entstanden sind. Fossile Carnivoren (Crocodilien) offenbaren uns als Urtypen der Tage eine Hand mit ganzem Daumen. Alteste Spuren der Landwirbeltiere aus Trias und Perm zeigen uns die Abdrücke von Greifhänden und Greiffüßen als das ursprüngliche, das nur wenige Säugetiere sich bewahrt haben, so außer dem Menschen die Halbaffen, denen aber die nötige Hirnentwicklung fehlt, um mit der Hand so zu wirken, wie es der Mensch kann.

Nicht von Vierfüßlern stammen wir ab, sondern von Greihänden, viel primitiver als die heutigen Affen, die zwar am Fuß das Greiforgan behalten haben, aber doch auch hier Rückbildungsergebnisse des Fußdammens, des Hallux zeigen. Daß der Mensch den letzten im ansehnlicher Größe, aber nicht in Gegenüberstellung zu den anderen behalten hat, beruht auf der Anpassung an einen Klettermechanismus auf einzeln stehende große Bäume, ganz verschieden von urwälzketternden Menschenaffen. Der Hallux war ursprünglich kürzer, die anderen Zehen länger als beim jetzigen Europäer. Handähnliche Fußbildung kommen als Riesenschläge vor, so bei Australiern und europäischen Neugeborenen. Der durch Klettern zum Fußapparat gewordene Fuß gestaltete dem Urmenschen die volle Aufrichtung des Kumpfes aus der halbaufrechten Kletterstellung. Hierdurch wurden die mechanischen Bedingungen für die Haltung des Kopfes verändert, der nun frei balanciert werden konnte. Diese Umbildungen betrafen die Urtiere, aus welcher Mensch und Menschenaffen sich sonderten. Je weniger umgewandelt die einzelnen Zweige an jener Periode fortbestanden, desto mehr nehmen sie vermittelnde Stellung zwischen Mensch und Affe ein, entsprechen also dem sogenannten missing link. Zu dieser Kategorie gehört der von Eug. Dubois 1891 auf Java entdeckte Pithecantropus; solange nichts von seinem Fuß selbst bekannt wird, kann man nicht entscheiden, ob er bereits die Grenze der Menschwerdung überschritten hatte. Nach seinem Oberschenkelknochen, der Schädlichkeit mit dem Femur der Australier besteht, ist es möglich, daß er eine ganz primitive Menschenrasse darstellt, obwohl der Schädel an eine Form denken läßt, welche sich in der Anthropoidenrichtung umgestaltet begann. Damit harmoniert sehr gut, daß Anklänge an niederrste Menschen-

*) Dr. de Loosten: Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters. Verlag der Handelsdruckerei Bamberg. Preis Dr. 2.60. Auch durch den Verlag des Freidenkers zu beziehen.

*) Aus „Der Monismus“, Berlin.

zustände der recenten (Australier) und fossilen Arten bestehen. Dem Menschen und allen Affen gemeinsam ist die Erwerbung stereoskopischen Sehens, wodurch sie sich zu Herrentieren über allen anderen Formen aufschwingen mussten, denen ein körperliches Sehen der Gegenstände veragt ist. Dieser entscheidende Schritt unserer Vorfahren geistigte kam durch eine Verlängerung der Augen nach vorne zu stande, welche eine Parallelstellung der Schläfen ermöglicht. Diesem Fortschritt fiel freilich die Blüte des Geschlechtsorgans zum Opfer, dessen Platz für die Augen beansprucht wurde; doch ist dieser Verlust reichlich aufgewogen durch den Vorteil des Körperlichkeits, dessen Folge eine Gehirnentwicklung war, welche die aller anderen Säugtiere übertrat. Indem das sich vergrößernde Gehirn die ursprünglich flache Schädelapsel emporhob, setzte sich das Dach der Augenhöhlen, weil nicht von dem dahinterliegenden Gehirn beeinflusst, als etwas besonderes ab. Darauf rührten die Überaugenwülste, welche wir bei Affen und in dem niederen Zustande der Menschheit antreffen, so bei den Australiern und der Neanderthaltrasse. Bei letzteren nahmen die Wülste unter der Verstärkung der Kinnmuskulatur im Alter an Größe zu. Eine parallele Erscheinung hierzu haben wir bei den Menschenaffen, besonders bei Gorilla, wo aber im Unterschied von Menschen eine Veränderung sich vollzogen hat, wodurch gleichzeitig ein Abstand von der Menschenähnlichkeit eingetreten ist: Die enorme Vergrößerung des Gesichts — eine Einrichtung, die teils durch den Kampf ums Dasein, teils auch durch sexuelle Zuchtwahl — Kampf der Männchen um die Weibchen — bedingt ist. Der Mensch hat niemals diesen Weg betreten. Sein Gebiss ist von einer ganz erstaunlichen Primitivität geblieben. Gemeinsam mit den andern Primaten bleibt der Mensch im Besitz eines gleichmäßig omniven (alles fressenden) Gebisses, verschont von den speziellen Umbildungen, wie sie alle andern Säugetiere erfahren haben. Durch die häufig vorhandenen überzähligen Zahne und die vielfach vornehmende Spur eines vierten Backenzahns (besonders bei Australiern) erweist sich unser Gebiss als eins der primitivsten der ganzen Säugetier-Reihe.

Sätte der Mensch nun in seiner Vorfahrenreihe große Geschäfte befreit, was nach Darwin annahm, so müßte sein niedriger Zustand einen Hinweis darauf zeigen. Bei Australiern ist das nicht der Fall trotz der enormen Kieferbildung, die an Tierschauzügen erinnert. Beim fossilen Menschen Europas sind ebenso keine großen Geschäfte zu finden. Eine glänzende Bestätigung der Richtigkeit meiner Annahmen liefert ein Fürstlich in den Sanden bei Mauer (Kunstwerk Heidelberg) gefundener Unterkiefer; nach den begleitenden Säugetierresten ist er bis jetzt der älteste bekannte Menschenkasten. Obwohl von enormen Dimensionen und der an Gibbon erinnernden Breite des aufsteigenden Alters, trägt dieser Unterkiefer ein typisches Menschengebiss ohne vergrößerten Geschab; ein Kinnworsprung fehlt gänzlich.

Ziehen wir das Resultat aus dem Mittelstellen, so ergibt sich, daß der Mensch innerhalb der Primatengruppe eine Sonderstellung einnimmt, und daß man von keiner Affenform behaupten kann, sie gäbe ein Abbild von menschlichen Vorfahren. Die niederen Affen haben, und zwar die der alten Welt eher als die Amerikaner, die amorpho-entwickelungsähnliche frischer verloren als die Anthropoiden. Die letzteren sind dem Menschen sehr nahe verwandt; aber auch sie stellen Seitenzweige dar; ihre Vorfahren waren menschenähnlicher als sie selbst sind. Man kann daher die Beziehungen dieser Formen zu einander nicht so ausdrücken, als ob der Mensch vom Affen abstamme; der Mensch ist ja in vieler Hinsicht als das mehr ursprüngliche Wesen zu beurteilen, die Menschenaffen konnte man eher als mißlungene Versuch der Menschwerdung denken.

Kreische Päpste.

Eine Kirche, welche dem Weibe die Fähigung zu jeder Amtshandlung abspricht, welche das männliche Prinzip auch in der Gottheit einseitig betont, welche Weltflucht, Kasteierung, Geißelung und Ablösung des Fleisches als einziges Mittel zur Seeleitheit anpreist und jede Sinnlichkeit als sündlich betrachtet, welche in der geschlechtlichen Umarmung nur Geilheit, in der Geburt nur Schmutz und Unrat erblickt, welche für die Schönheit des Körpers kein Wort der Anerkennung und Wertabschätzung findet, ja dieselbe als satanisch bezeichnet und doch die logischen und ethischen Konsequenzen aus diesen Anschauungen tatsächlich in sich zieht und nicht ziehen kann — kann auf die Veredelung der auf das Geschlechtsleben bezügl. Sittlichkeit keine günstige Einwirkung ausüben. Die christliche Kirche, im besonderen der römisch-katholische Klerus hat denn auch tatsächlich einen durchaus unheilvollen Einfluß auf die sexuelle Sittlichkeit gehabt. Das Cölibat mußte für jeden in geschlechtlichen Fragen noch genau und richtig denkenden und empfindenden Menschen allein schon ein genügendes Argument bilden, die Ethik des römisch-katholischen Klerus zu verurteilen und zu verwerfen. Denn wenn man es auch bei einem im Pfarrgerichte unter den Händen des Klerus aufgewandten und speziell für den Priesterstand herangebildeten jungen Mann begreiflich finden kann, daß derselbe die Macht seines Willens und die Wirkung des Gebetes, der Kasteierung usw. auf den menschlichen Naturtrieb überholt und wirklich glaubt, seine Gelüste bezähmen, sein Fleisch abtöten zu können, so waren doch diejenigen, die das Cölibat einführten, und mit allen, auch den strengsten, ja zeitweise grausamsten Mitteln aufrecht zu erhalten wußten, keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß das Keuschheitsgefühl nur in den seltsamsten Fällen und auch in diesen nur mit der Folge großer psychischer und physischer Störungen gehalten werden kann. Man verlangt das Unmöglichste und gestattet damit von vorneherein indirekt den Bruch des Gelöbnisses, man leistet der Unzucht wissenschaftlich Vorschub, in dem man das Cölibat zur Pflicht macht.

So haben denn auch die Kürschen der römisch-katholischen Kirche, die angeblichen Stellvertreter Gottes auf Er-

den, durch ihr eigenes Beispiel, das sie gegeben haben, genügend bewiesen, wie sich die Natur an jedem rächt, den sie verleugnen, unterdrücken, verachten und verneinen will. Da bei wird man den Priester oder Papst, welcher für seinen Naturtrieb eine natürliche Befriedigung sucht, vom menschlichen Standpunkt nicht verurteilen und ihm sogar die stützliche Anerkennung nicht verweigern können, wenn er für das Fortkommen seiner Kinder als guter Vater nach Kräften bejagt war, obwohl er damit in Widerspruch mit seinem geistlichen Beruf trat, welcher ihm gebot, gerade jeden menschlichen Körperteil, für den er persönlich volles Verständnis hatte, standesgemäß zu verachten. Freilich arbeitete die Fürsorge für ihre Nachkommenchaft oft in das Vorbrechen aus, auf freiwillige Weise Geld zusammenzutragen. Auch entbehrt der geschlechtliche Verfehl des Priesters mit dem Weibe jener ethischen und ästhetischen Grundlage, welche nur die wahre Ehe, bzw. Liebe bieten kann. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Faum im Priester bei der Verührung mit dem Weibe immer zum Vorbrechen kam und die Befriedigung des Triebes Formen annahm und zu Ausschreitungen führte, welche jeden sittlich hochstehenden Menschen ansehen müssen. Segnende Frevel sind deshalb auch unter den Päpsten durchaus nichts Ungewöhnliches. Schon die geistige Verherrlichung der geschlechtlichen Liebe, wie sie auch von einzelnen Päpsten den Sitten der Zeit gemäß geübt wurde, gewinnt im Munde eines Stellvertreters Christi, einen recht sonderbaren Beigeschmack. Hinter dem Heiligenschein der Unschuld steht der heftigste Satyr. So waren die Marienhummen des Papstes Pio no n o (Eusebius Silvius) von einer geraden glühenden Similitudine erfüllt. S i g u s III. hat aus seinen geschlechtlichen Neigungen und seiner aufrichtigen Verehrung des weiblichen Geschlechtes sein Höhl gemacht, indem er in dankbarer Erinnerung an die Gingabe einer schönen Nonne eine Basilika zu Ehren der Jungfrau Maria eingeweiht hat. Dabei waren die Päpste höchstlich der priesterlichen Chlosigkeit keineswegs einer Meinung. Denn Pius II. hat offen zugegeben, daß man zwar die Ehe verbieten habe, daß man sie aber aus gewichtigeren Gründen erlauben sollte. Allerdings waren die Päpste im Allgemeinen darüber einig, daß man nur in den im Cölibat lebenden Priestern absolut zuverlässige und fügsame Werkzeuge der Kirche habe. Der Sorge für Weib und Kind entheben, wurden die Kleriker vollkommen Leibbegüte des obersten Priesters zu Rom. — Bei den Päpsten selbst spielte die Keuschheit natürlich keine Rolle. Um so widerwärtiger war es, diese von andern zu verlangen, und sich geloben zu lassen. So empört vor allem die geschlechtliche Ansärtung des Papstes Bonifacius VIII. der in sexuellen Dingen sehr freimüdig dachte, und sich auch so äußerte. Der Geistige kannte in seiner geschlechtlichen Gier keine Grenzen, umarmte vermählte Frauen, deren Töchter und Bagen ohne Unterschied. Das hinderte ihn nicht, andererseits den Menschenkörper als göttliche Schöpfung in dem Sinne anzusehen, daß er den Gelehrten der Medizin verbot, Menschenleichen zu zerlegen.

Andere Päpste ließen es zu, daß Dirnen in Rom regierten und die Installation ihnen zugängiger Priester als Bischofe herbeiführten. Da es gab „Damen“, welche es verstanden haben, den Genossen ihres nächtlichen Lagers auf den Stuhl Petri zu legen, auch wenn diese Auskorenen weder lesen noch schreiben konnten, was in mehreren Fällen bei Päpsten nachgewiesen ist. Wozu auch solch überflüssige Dinge?

Papst Johann XVII. wurde von dem Gatten einer durch den Papst missbrauchten Ehefrau vergiftet, und das Volk hat ihm keine Tränen nachgeweint. Auch dem Papst Clemens V war keine Unfruchtbarkeit fremd. Er huldigte der Weiblichkeit, verkaufte Pfründe, um viele Rosenkranzlein ernähren zu können, ließ Tempelritter verbrennen, die im Verdacht von Ausschweifungen gestanden waren, und eignete sich ihre Güter an. Ninozenz III. den wegen seiner vielen Kinder im Volkssinne „Vater des Vaterlandes“ genannt wurde, ließ reich Hegen verbrennen, um seine Sprößlinge ernähren zu können. Ein Genie in der Weiblichkeit war Alexander VI. Er bediente sich zu seinen Zwecken des Meuchelmordes mit Gift und Dolch, erzeugte mit seiner Tochter Rosa Baronazia für Kinder, ließ bei Feinstoffen ungünstige Lieder singen, die Gelehrten Sabonarola verbrennen, ernannte seine schöne Enkelin Lucrezia zu seinem Stellvertreter und unterhielt sich vorzüglich auf Bällen, auf welchen die Blüte des Webs unbekleidet zu erscheinen pflegte. Denen auf sagte in seinem Gedichte Sabonarola von diesem Papst:

„Der Teufel hat Berrat und Egen,
Blutschande, Mord und Gebräuch,
Und sie gebaut zu Menschenräten
Und einen Papst daraus gemacht.“

Dem gleichen ungezügelten Geschlechtstrieb erlag auch Papst Johann XXII. Dieses Individuum hat sich vom Sacerdotalberufe dem einträglicheren Geschäft eines Papstes zugewendet, und der widernatürlichen Unzucht und der Blutschande ergeben über 300 Namen verführte, und dieselben für ihr freudloses Entgegenkommen zu Lebtsinnen und Priorinnen ernannt. Der genannte wurde zwar schließlich abgefeßt, allein, da die Kirche dieselben reinolten Sünden gern alle Schandtaten vergab, starb er in Florenz als Kardinalbischof von Florenz. Ein Muster der Sittlichkeit wird man auch den Papst Sigismund IV. kaum nennen können. Seine Finanzquellen waren die Wohlstanften, welche er gründete und die Steuern, die er den Freudenmädchen abnahm. Knaben, die ein geschlechtlich mißbraucht hatte, erhob er zu Kardinälen — eine dankbare Seele dieser Stellvertreter Gottes.

Doch die Kardinäle, Bischofe und das Gros der Priesterschaft die päpstlichen Vorbilder kopierten zu allen Seiten womöglich noch übertroffen haben ist selbstverständlich und unsere moderne Strafstatistik liefert die unüberleglichen Beweise, daß man auch gegenwärtig die großen päpstlichen Vorbilder der Keuschheit noch nicht vergessen hat.

Der Priester.

Ein Erlebnis.

Das Bergbähnlein polterte zwischen Verona und Garda auf der Höhe von Cavalese dem sich schlängelnden Schienennetz entlang.

Drinnen mein Weib und ich. Italischer Sonnengeslimmer flutete zum Fenster herein. Und da drunter lag das ewigblaue Wunder des Gardasees.

Ihr schwoll das Herz. Nicht nur Liebesleute rücken da näher zusammen. Wir waren so froh. Unsere Herzen lagen wie das seidigblaue Himmelstuch und die blühende Blaufläuse des Sees — ohne das kleinste Fältchen.

Ein Priester steigt ein. Mechanisch, mit eitigen Bewegungen sieht er sich gegenüber. Ein festes, gesundes Bauergefühl.

Nicht unheimlich. Er sieht die Schönheit nicht, die mit tausend Klängen zum Fenster hereinbraust. Aber den Widerchein davon, der zitternd vor Glück auf den strahlenden Augen meines Weibes ruht — den sieht er.

Und ich sehe auf seinem arbeitenden Gesicht die Wege seiner Gedanken. Wie die darüber laufen! Wie der Kreiselwind über die Seefläche. Woher, das weiß ich. Aber wohin?

Da — waren die Augen nicht trüb geworden? Die breite Bauernhand zuckt in die Höhe und schiebt sich bedächtig vor die Augen.

Und da bleibt sie. Die ganze Fahrt. Fast erschrocken startet mein Weib auf den unbeweglichen Handrücken des Priesters. Warum, warum?

Ich will auffahren. Denn jetzt weiß ich, in welches Bett des Priesters Gedanken gemündet sind.

Das Weib — mein Weib ein Gefühl der Sünder? will ich nun entrüstet fragen. Und deine Mutter, die dich geboren? Deine Schwester, die dich geliebt? Die Hand will ich ihm wegreissen von dem unfruchtbaren Gedankenfeld, das ein rostiger Pfug mit verwilderten Tieren durchschlägt.

Da gleitet die schwere Hand langsam von Stirn und Braue.

Ist das noch dasselbe Gesicht? Schmerz liegt darauf und durchdringene Dual.

Da ist noch Mutter und Schwester noch die dritte Frau seines Lebens aus den Gefilden der Erinnerung aufgetreten. Ihre Sonne hat die jugendigen Unfruchtgedanken reingebrannt.

So daß sein Auge wieder unbeschattet still und nachdenklich auf meinem Weibe ruht.

Armer Priester!

F. M. i. d. „Frst. Btg.“

Schweiz.

Zur intellektuellen Bewegung im Freidenkertum. In der Erfahrung, daß es für Freidenkervereine eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben ist, den Mitgliedern Gelehrung zu verschaffen, hat der Verein in Zürich beschlossen, den Anfang zu machen mit Unterrichtskarten. Es wurde zunächst eine Einführung in die Philosophie in Aussicht genommen. Auch hier ist der erste Schritt der schwerste, um so mehr, als man nicht mit großer Bildung wird rechnen können. Es gilt also, vom äußersten Anfang an zu beginnen und ungewöhnliche Maßnahmen für den Unterricht zu treffen. Einfache Vorträge, bei denen die Hörenden ruhig dätsigen, wären unsinnig. Einem — vielleicht! — momentanen Verstehen würde ein Vergehen in der nächsten Minute folgen. Notizen zu machen kann man den Hörern auch nicht zumuten. Dies ist leichter als Ausschaffungsfähigkeit und Gewandtheit voraus. So bleibt es im nichts übrig, als den Schülern einen gedruckten Zeitoden in die Hand zu geben. Als solchen würde ich als einen allfälligen Kursleiter empfehlen: Maxou Richter, Einführung in die Philosophie, ein Bandchen aus der Teubnerschen Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Etwas anderes kann nicht in Betracht kommen. Die größeren Kompendien von Bundt, Cornelius, Paulsen, Jerusalem usw. sind für unsere Zwecke zu umfangreich und zu teuer. Was aber an kleinen, leichter verständlichen Leitfäden noch vorhanden, taugt nicht viel. — In der Stunde würde nun ein gewisses Stoffquantum vom Kursleiter behandelt, erläutert, erweitert. In der Annahme, daß die Teilnehmer das Behandelte zu Hause wieder durchgelesen und sich geistig zu eigen gemacht hätten, würde in der darauffolgenden Letzton die Beantwortung aller möglichen Fragen oder auch Fragestellung von Seiten des Kursleiters erfolgen. Anschließend an diesen Kursus könnte ein nächstes „Semester“ einen solchen für Geschichte des Philosophie bis Kant bringen. Doch wäre es in diesem Falle höchst wünschenswert, dem Lehrgange für „Einführung in die Philosophie“ einen solchen über „Ästhetologie“ parallel gehen lassen. Andernfalls dürfte das Verständnis vieler Philosophen doch auf harte Schwierigkeiten stoßen.

An den Deutsch-schweiz. Freidenkerbund

Geschäftsstelle (Verlag d. Freidenker) Zürich V, Seefeldstr. 111

Ich erkläre hiermit meinen Beitritt zum Bunde und verpflichte mich zu einem Jahresbeitrag von Fr. (Mindestbeitrag Fr. 4.) — bei freier Zustellung des „Freidenkers“.

Ich abonniere hiermit auf den „Freidenker“ (pro Jahr Fr. 1.20).

Beitrag folgt
liest bei — soll per
Rabattenahme erhoben
werden.

Name:
Beruf:
Wohnort:
Straße:

Nicht zutreffendes durchstreichen.